

(Nachdruck verboten.)

58]

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

In den folgenden Wochen und Monaten kam Asmusen seine Erziehung durch die Tabakstube, wo er unter unablässigen Gesprächen und Geräuschen die subtilsten Sachen studiert hatte, vorzüglich zustatten. Denn die Stimme Fsoldens war vernehmlich und ausdauernd. Sie vollbrachte Leistungen, gegen die die Partie der Wagnerschen Fsolde als Episode erscheint. Aber das störte ihn nicht. Er gehörte nicht zu den geistigen Arbeitern, die auf eine Meile im Umkreis Asphaltplaster und Strohschütten brauchen. Der Platz vor seinem Hause war ein beliebter Spielplatz der ganzen nachbarlichen Kinderschar, und er schloß das Fenster nicht, wenn ihr Geschrei hereinklang; denn es war ihm wie ein fröhlicher Gruß des Lebens, das zum Wirken und Schaffen rief. Auch besaß er im Notfall noch immer die Kraft, eine Mauer um sich zu bauen; wenn er nicht wollte, so hörte er selbst Fsolden nicht. Auch als Dichter gehörte er nicht zu denen, die nur auf persischen Teppichen und vor perlgrauen Seidentapeten dichten können, und die mancherlei kleinen Banalitäten, die ein enger Haushalt unweigerlich mit sich bringt, die selbst einer Hilde Hand nicht immer zu bannen vermag, verstimmten nicht sein Saitenspiel. Er verstand es so gut, daß Schiller in einem Zimmer, das nichts als einen halben Tisch, einen Stuhl und eine Schütte Kartoffeln enthielt, die „Louise Millerin“ schreiben konnte. Was mußte das für ein Dichter sein, der die Ausstattung seines Zimmers, der seine Gesellschaft nicht jeden Augenblick selbst beschaffen, der nicht jeden Augenblick seine Zelle in das Voudoir der Lady Milford oder in den Hafen von Genua verwandeln konnte?!

Und so erzog er in unbekümmertem Frohsinn neben der kleinen Fsolde noch ein zweites, stilleres Kind, sein erstes Buch. Unbekümmert war dieser Frohsinn freilich nur in Hinsicht der äußeren Störungen; was die inneren Hemmnisse anlangt, war es ein oft unterbrochener Frohsinn. Nie hat jemand besser den Künstler beschrieben als Goethe, da er die liebende Seele beschrieb: „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt“. Der Künstler wäre kein Künstler, der nicht himmelhoch jauchzte über ein gelungenes Werk und der nicht zum Tode betrübt sein könnte über dasselbe Werk. Und als ihn nun gar die Banalität der Druckkorrektoren überfiel, als er seine eigenen Verse immer wiederkäuen mußte, da übermannte ihn ein tiefes Verzagen. Aber Rosenberg riß seinen Mut wieder empor; Rosenberg war begeistert von diesen Versen. „Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß Sie Anerkennung finden werden“, prophezeite er. Und wirklich fanden die „Gedichte“ von Asmus Semper, als sie endlich erschienen waren, die freundlichste Aufnahme; denn da Vyrif nichts einbringt, so erfährt sie oft eine sehr wohlwollende Beurteilung.

57. Kapitel.

(Fängt fröhlich an und endet traurig; das Schicksal fordert seinen Zoll.)

Zu allen diesen Freuden schenkte das Schicksal, das ihn verziehen zu wollen schien, unserem Asmus noch eine sonnige Weihnacht. Schon zur vorigen Weihnacht hatte er die bisherige Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt und seinen Eltern den Tannenbaum geschmückt; diesmal, da er wieder ein festes Honorar von siebzig Mark errungen hatte, sollten sie das zu essen bekommen, was in seinem Elternhause immer als das Weihnachtsgericht der Reichen gegolten hatte: Karpfen! Und Weißwein sollte dazu getrunken werden, ja Weißwein! Unmittelbar vor der allgemeinen Bescherung aber winkte Hilde ihren Gatten auf die Seite, zog ihn ins andere Zimmer, schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Du lieb bist, hab' ich noch ein besonderes Geschenk für Dich — freilich noch nicht heute.“ Er sah ihr mit jähem, frohem, fragendem Staunen ins Gesicht.

„Ja??!“

Sie nickte eifrig
„Wann denn?“

„Ich denke, im Juli oder August.“

Da küßte er sie unzählige Male und zog sie in das Weihnachtszimmer und war, noch bevor er den Weißwein genossen hatte, so trunken, daß er die Lichter des Tannenbaums nicht doppelt, nein siebenfach, nein hundertfach sah.

Rebecka Semper fand den Karpfen köstlich, fand überhaupt, daß Hilde eine „geborene Köchin“ sei, und Ludwig Semper lächelte sein stillstes und innigstes Lächeln, als habe er den Weg zurückgefunden zu den strahlenden Tannenbäumen seines Elternhauses. Er sprach mit Asmus von dessen Gedichten und nannte die, die ihm besonders gefallen hatten, und obwohl eines Vaters Beifall zu den Werken seines Sohnes vor der Welt keinen Klang hat, so wußte Asmus doch, daß ihm nie ein schönerer Lorbeer gedeihen könne, als dieses schweigenden Mannes Lob und Lächeln. Diesem großen und stillen Herzen zu gefallen, das war ein großer und stiller Ruhm. Aber nur ein Semper konnte das wissen.

Ludwig Semper war aufgeräumt und gesprächig wie seit langem nicht; er erzählte, wie Asmus einst mit kleinen Kinderschrittchen neben ihm über die Wiese getrippelt sei und gerufen habe: „O Vater, hier ist es gerade so wie Dein Geburtstag!“ wie der Kleine unzählige Male an seinen Arbeitstisch gekommen sei und ihm nach Wunsch aus dem „Freischütz“, aus der „Nachtwandlerin“ und wohl aus zwanzig anderen Opern vorgeblasen, was er aufgefangen habe, ja, Ludwig Semper stieg weit in die eigene Kindheit hinab und sprach von seinem Vater, dem Kaufmann Carsten Semper, auf dessen Diele jeder Besucher Schinken essen und Kornschnaps trinken konnte, ohne zu bezahlen, und von dem Tage, da der Justizrat quer über die Straße auf seinen Vater zugelaufen kam und rief: „Wissen Sie schon, Herr Semper, Goethe ist tot!“ Es war wie Sammlung und Rückblick in diesen Reden Ludwig Semper; aber die Seinen merkten es nicht. Wohl war ihnen aufgefallen, daß er die Speisen kaum berührt hatte, selbst die Karpfen nicht; aber da er ihre Besorgnis mit Lachen zurückwies, so hatten sie sich beruhigt. Freilich hatte Frau Rebecka erklärt, daß er schon länger an Appetitlosigkeit leide und daß sie ihn „natürlich“ nicht zum Arzt kriegen könne.

Als Asmus seine Eltern am Silbestertage besuchte, hörte er, daß sein Vater sich von der Weihnachtsfeier nur mit unsäglich Mühe nach Hause geschleppt habe. „Ich werde den Weg nicht wieder machen können“, sagte Ludwig Semper mit wehmütigem Lächeln. „Ei was!“ rief Asmus, „dann holen wir Euch einfach in der Droschke; wir haben's ja!“ Und er dachte sich, welch eine Luft es sein werde, die „Alten“ im Triumph einzuholen, zu Wagen, wie ein Fürstenpaar! Und noch einmal ging er beruhigt heim.

Beim nächsten Besuch fand er seinen Vater zum Schlimmen verändert. Er konnte nicht mehr arbeiten, sah in seinem alten Lehnstuhl und mochte nicht sprechen. Seine Gesichtsfarbe war grau geworden, und wie Frau Rebecka mit Rummernis erzählte, schlief er den größten Teil des Tages. Sein Appetit war nicht zurückgekehrt.

Mit Bangen im Herzen ging Asmus diesmal davon. Sollte das Schicksal —? Nein, einen so harten Zoll konnt' es nicht fordern; so grausam konnt' es sein Glück nicht verkürzen wollen! Ja, wenn es ein achtzig-, neunzigjähriger Greis wäre, dann müßte man sich mit der Notwendigkeit versöhnen. Aber mit siebenundsechzig Jahren konnte das Schicksal diesen Mann nicht hinraffen wollen, diesen Mann nicht! Selbst völlig fremde Menschen mußten dem Zauber dieses Mannes huldigen. Als Asmus vor nicht langer Zeit im Lehrerbereine geredet und die Kunst als Erzieherin proklamiert hatte und auch sein Vater als Gast zugegen gewesen war, da hatte die Versammlung dem Redner ein Hoch gebracht. Gleich darauf aber hatte sich der Vorsitzende erhoben und gesprochen: „Ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich in dem ehrwürdigen Manne, der unserem Semper zur Seite sitzt, seinen Vater vermute.“ Und dann hatte er mit fühner, launiger und geschickter Psychologie aus dem Wesen des Sohnes ein Bild des Vaters konstruiert und hatte diesen Vater gefeiert, und mit brausendem Hurra hatte die Versammlung ihm zugestimmt. Asmus hat heimlich nach seinem Vater geschickt und hatte gesehen, wie er sich freute, und daß dieser Mann, der sein ganzes reiches Pfund in Welt-

abgeschiedenheit begraben hatte, nun doch einmal vor aller Welt die Ehren genoß, die ihm gebührten, das war doch von allen Erfolgen Asmussens der beglückendste gewesen.

Und sollte das die letzte große Freude im Leben Ludwig Semper's gewesen sein? Nein, nicht die letzte.

Als Asmus wieder nach Oldensund kam, waren Hilde und die kleine Isolde mit ihm. Und als sie zu dem Vater ins Zimmer trafen, sah er schlafend im Lehnstuhl; er erwachte auch nicht von ihrem Eintritt. Bekümmerten Herzens hörten sie, was Mutter Rebekka mit leisem Weinen berichtete. Er schlafe fast den ganzen Tag, sei nicht zum Essen zu bewegen und verstehe oft gar nicht, was man zu ihm sage. Während sie noch sprach, öffnete der Kranke die Augen; immer weiter öffnete er sie, bis sie so groß und freundlich waren wie in seinen besten Tagen.

„Wem gehört das allerliebste Kind?“ fragte er leise, mit frohem Staunen.

Sie sagten ihm, daß es ja Isolde sei, Asmussens und Hildens Kind und seine eigene Enkelin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Gegen Ende jedoch, je näher die Hinrichtung heranrückte, ward die jähe Festigkeit der zerrissenen Vorstellungen, die auf ihn eindrangen, ihm ganz unerträglich. Er hätte sich bereit hingestellt und mit Gewalt dagegen antrohen mögen — aber die wirbelnde Strömung riß ihn mit, und es gab nichts ringsum, das ihm Halt geboten hätte: alles war im Fluß, alles jagte. Und schon begann auch sein Schlaf unruhig zu werden; neue Traumbilder erschienen, reliefartig, schwer, wie bunt bemalte hölzerne Klöße und noch ungestümer als seine Gedanken. Das war kein bloßer Strom mehr, sondern ein endloser Fall von einem endlos hohen Berge, ein kreisender Flug durch die ganze sichtbar bunte Welt. Als Zigeunerchen noch frei umherging, hatte er einen ziemlich sturkhaften Schnurrbart getragen, im Gefängnis aber war ihm ein kurzer, schwarzer, stacheliger Bart gewachsen, und das gab ihm ein schredliches Aussehen — einem Wahnsinnigen gleich er. Bisweilen war Zigeunerchen in der Tat wie geistesabwesend und rannte wie unsinnig in der Zelle umher, immer wieder die rauhen, kalkgetünchten Wände betastend. Und Wasser trank er dabei wie ein Pferd.

Eines Abends, als eben Licht gemacht worden war, begann Zigeunerchen auf allen Vieren umherzutraben, machte mitten in der Zelle Halt und heulte mit zitternder Stimme wie ein Wolf. Er verhielt sich dabei ganz auffällig ernst und heulte auf eine ganz seltsame Weise, als wenn er ein ungemein wichtiges und notwendiges Werk verrichtete. Er schöpft die Brust voll Luft — und stieß sie dann langsam, in einem gedehnten, zitternden Heulen aus; und voll Aufmerksamkeit, mit geschlossenen Augen, horchte er, was dabei herauskam. Selbst das Zittern in seiner Stimme schien ein wenig beabsichtigt, und es war überhaupt kein sinnloses Schreien, sondern jede Note in diesem tierischen Wehklagen, das voll unendlichen, schaurigen Leids war, schien sorgfältig abgemessen und erwogen.

Dann brach er mit einem Mal das Heulen jäh ab und schwieg. Immer noch auf allen Vieren dastehend, ein paar Augenblicke. Und plötzlich begann er leise, wie zur Erde gewandt, zu murmeln:

„Meine Lieben, Teuren . . . Meine Lieben, Teuren, habi Mitleid mit mir . . . Meine Lieben! . . . Meine Teuren! . . .“

Und auch jetzt horchte er hin, wie seine Worte sich ausnahmen. Sprach ein Wort und horchte dann hin.

Dann sprang er auf — und schimpfte eine ganze Stunde lang, ohne Unterbrechung, auf mordsmäßige Weise.

„O, Ihr so und so, Ihr Bande dort — ta—ta!“ brüllte er und rollte dabei die blutunterlaufenen Augen. „Wollt Ihr mich hängen, dann hängt mich, aber mich so . . . O, Ihr, so und so . . .“

Ganz freidecklich, weinend vor Bangigkeit und Entsetzen, hörte der Soldat auf dem Korridor ihm zu, stieß mit der Gewehrmündung gegen die Tür und schrie hilflos:

„Ich schieß Dich tot! Bei Gott, ich schieß Dich tot! Hörst Du?“

Doch er wagte nicht zu schießen: auf zum Tode verurteilt wird nie geschossen, wenn es sich nicht gerade um offenen Aufruhr handelt. Zigeunerchen aber lurchte mit den Zähnen, schimpfte und spuckte — sein menschliches Hirn stand auf der unheimlich schmalen Grenzschleife zwischen Leben und Tod und zerbröckelte wie ein Klumpen trockenen, verwitterten Lehms.

Als man in der Nacht seine Zelle öffnete, um ihn zum Richtplatz abzuführen, geriet Zigeunerchen in lebhafteste Bewegung. Im Munde wars ihm noch süßer, und der Speichel floß unaufhörlich, aber die Wangen hatten sich ein wenig gerötet, und aus den Augen sprühte die frühere, urwüchsige Verschlagenheit. Während er sich anzog, fragte er den Beamten:

„Wer wird mich denn hängen? Der Neue? Ob der's wohl schon so richtig weg hat?“

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen“, versetzte trocken der Beamte.

„Wieso keine Sorgen machen, Ew. Wohlgeboren? Ich bin's doch, der gehängt wird, und nicht Sie. Sparen Sie wenigstens nicht an der Seife für'n Strid, damit die Sache glatt geht.“

„Schon gut, schon gut, ich bitte Sie zu schweigen.“

„Ich glaube gar, der da“ — Zigeunerchen wies nach dem Aufseher — „hat alle Seife aufgefressen! Sehen Sie nur, wie sein Gesicht glänzt!“

„Still endlich!“

„Also bitte, keine Seife sparen!“

Zigeunerchen stieß ein Lachen aus — im Munde aber ward's ihm immer süßer, und plötzlich begannen ihm seine Beine den Dienst zu versagen. Als er jedoch mit den andern auf den Hof trat, hatte er doch Laune genug, zu rufen:

„Den Wagen für den Grafen von Bengalen!“

6. Rüh ihn — und schweig!

Das Urteil in Sachen der fünf Terroristen war in endgültiger Form verkündet und noch an demselben Tage bestätigt worden. Man hatte den Verurteilten nicht gesagt, wann die Hinrichtung stattfinden würde, aber nach dem üblichen Gange des Verfahrens wußten sie, daß man sie noch in dieser Nacht, oder spätestens in der darauffolgenden hängen würde. Und als man ihnen gestattete, am nächsten Tage, das heißt am Donnerstag, den Besuch ihrer Angehörigen zu empfangen, da begriffen sie, daß die Hinrichtung am Freitag bei Tagesanbruch stattfinden würde.

Tanja Kowalkschul hatte keine nahen Verwandten, und die sie hatte, sie wohnten irgendwo in der Provinz, in Kleinrußland, und wußten kaum etwas von ihrer Verurteilung und der bevorstehenden Hinrichtung; bei Muzja und Werner, den beiden Unbekannten, hatte man überhaupt nicht angenommen, daß Verwandte sie besuchen würden, und so stand denn nur zweien, nämlich Sergej Golowin und Wassili Kaschirin, ein Wiedersehen mit den Eltern bevor. Mit bangem Schreden dachten beide an dieses Wiedersehen, doch hatten sie nicht den Mut, den alten Leuten die letzte Unterredung, den letzten Ruch zu verweigern.

Ganz besonders qualvoll war die Erwartung des Wiedersehens für Sergej Golowin. Er liebte seinen Vater und seine Mutter sehr, hatte sie erst ganz kürzlich gesehen und malte sich jetzt mit Entsetzen aus, was nun wohl kommen würde. Die Hinrichtung selbst in ihrer ganzen ungeheuerlichen Ungewöhnlichkeit, ihrem das Hirn zum Erstarren bringenden Wahnsinn, stellte sich ihm nicht so entsetzlich schwer und furchtbar dar wie diese wenigen kurzen, unbegreiflichen Minuten, die gleichsam außerhalb der Zeit, außerhalb des Lebens selbst standen. Wie er dreinschaute, was er denken, was er sprechen sollte — alles das zu begreifen sträubte sich einfach sein menschliches Hirn. Was sonst so einfach und gewöhnlich war: die Hand des Vaters zu ergreifen, sie zu küssen, „Guten Tag, Vater“, zu sagen — das kam ihm jetzt in seiner absurden, unmenschlichen, wahnwichtigen Verlogenheit unbegreiflich grausam vor. Man hatte die Verurteilten nach der Verkündigung des Gerichtsspruchs nicht, wie die Kowalkschul vermutet hatte, zusammen eingesperrt, sondern jeden in seiner Einzelzelle gelassen; und den ganzen Morgen, bis um 11 Uhr, da die Eltern kommen sollten, war Sergej Golowin wie toll in seiner Zelle umhergerannt, hatte an seinem Bärchen gezupft, klägliche Gesichter geschneitten und irgend etwas vor sich hingemurmelt. Bisweilen hielt er in seinem Aufundniederhasten ein, schöpft tief Atem und leuchte schwer, wie ein Mensch, der zu lange unter Wasser gewesen ist. Aber da er gesund war, saß das junge Leben so fest in ihm, daß selbst in diesen Augenblicken schredlichster Qual das Blut unter seiner Haut pulsierte und seine Wangen färbte und die blauen Augen klar und naiv in die Welt schauten.

Es ging indes alles weit leichter von statten, als Sergej erwartet hatte.

In das Zimmer, in dem das Wiedersehen stattfand, trat zuerst Sergejs Vater — Nikolaj Sergejewitsch, Oberst a. D. Er war ganz gleichmäßig weiß, Gesicht, Bart, Haar und Hände — alles weiß, als wenn man eine aus Schnee gefornete Statue in menschliche Kleider gesteckt hätte, und er trug immer noch denselben alten, wohlgebürsteten nach Benzin duftenden Ueberrod mit den neuen, querliegenden Achselstücken; stramm, parademäßig, mit festen, bestimmten Schritten trat er ein. Er reichte Sergej die weiße, magere Hand und sagte laut:

„Guten Tag, Sergej!“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählungsliteratur.

Karl Hauptmann: Einhart der Lächler, Roman in 2 Bänden. (Verlag von Marquart u. Co., Berlin.)

Wir sind in der Literatur wieder da angekommen, wo die Zeitbücher geschrieben werden. Das sind nicht die Bücher, die von der Zeit handeln, sondern für die man Zeit braucht. Zwei- und dreibändige Romane liegen schon vor, nicht lange mehr, und wir haben wieder die Zwölfbänder des jungen Deutschland. Ganz auf-

fallend tragen diese biederlichen Geschichten — wie die vielbändigen Bücher aus der Zeit der Romantiker — auch durchgehends romantischen Charakter. Karl Hauptmanns Buch hat ganz das Gepräge der träumerischen Unklarheit eines verworrenen Romantizismus. Daneben freilich auch eine irrtümliche Originalitätssucht, die nach einer Besonderheit des Stoffes giert und dabei sich ins Konfuse verliert. Einhart, die Frucht eines gestreng-bürgerlichen Geheimrats und einer Pigeunerin, starrt mit lächelnden Augen in die wunderliche Welt. Er läuft von Hause fort, um das Leben einzusaugen, oder die ferne Prinzessin zu finden. Jedoch in Hauptmanns Behandlung ist dieser lächelnde Einhart durchaus kein sonniges Sonntagskind, im Gegenteil, manchmal sogar ein ganz unheimlicher Geselle. Wo Hauptmann ihm Tiefe geben will, gibt er ihm Schrecken. Kein Wunder, daß er sich wund reißt auf seiner Lebensfahrt. Trotz alledem kommt immer neu das Glück zu ihm geflogen in Gestalt von süßen Mädchen und leidenschaftlichen Frauen. Aber Einhart ist auch in der Liebe ein Träumer und Lächler, d. h. ein Sonderling. So bleibt er am Ende der einsame Greis, Hieronymus im Gehäuf. Aber ein Meister wurde er, ein Maler von Gottes Gnaden. . . . Ja, in den Romanen geht das so leicht! In diesem Lebenslaufbuch offenbart sich die literarische Physiognomie Karl Hauptmanns am prägnantesten. Seitenlang läßt er den Leser verinken in eine poetische Gedanken- und Empfindungswelt, und alles strömt über in impulsiven Rausch. Dann wieder schrumpft das natürliche Gefühl zusammen, und er zermartert sein Hirn nach Tiefenmöglichkeiten, die, in eine einfache Sprache aufgelöst, platt oder verrentet wirken. So taumelt er auch im Sprachlichen, in der Sucht, originell zu sein, hin und her. Dichterisches steht neben Wortschwulst, manchmal glaubt man, es spreche die feminine Deliranz. Wie schade, daß Karl Hauptmann, den ich für eine innerlich viel reichere Natur halte, als Gerhard Hauptmann, sich immer wieder in Geschraubtheiten, in eine ungesunde Psychologie und verschörkelte Linie verliert. Er spricht von Männern „gattungsgelungen, unpersönlich in verfrühten Sätzen“, von einer Frau sagt er, „sie hing an ihm und an dem Erdigwahrhaftigen seiner ganzen Erscheinung“. So fließen immerfort barocke Gewalttätigkeiten in die lyrischen Schönheiten vieler Seiten hinein. Die Geschichte von den Lehr- und Wanderjahren Einharts ist eigentlich nur ein Wandelpanorama von Bildern, jedes Kapitel eine Fabel für sich. Der große einheitliche Zug fehlt, wenn auch tausend kleine Züge Karl Hauptmanns „saugende“ (um ein Lieblingstwort von ihm zu gebrauchen) Dichterseelen zeigen. Man könnte von einer dichterischen Hysterie sprechen. Oft entzückt ein feines Schauen, eine innerliche, stille Fabulierkunst, dann wieder kommt die Vergeistigungssucht, und wie Frost legt sich die kalte Unnatur der Worte über die Geschichte. Mit einem nassen, einem heiteren Auge legt man darum das Buch aus der Hand.

Valerius Brjusoff: Die Republik des Südkreuzes. (Verlegt bei Hans v. Weber, München.)
Hat die Geschichte Hauptmanns ein wächsernes Angesicht, so zeigen die Skizzen dieses Rufens so etwas wie heftige Fleder. Auch hier überwiegt die Genialitätssucht. Man sagt, in Rußland, da unter der jüngeren genialischen Dichtergeneration Balmont an der Spitze stand, sei Brjusoff jetzt auf den Thron gestiegen. Anomale Welt- und Seelenzustände zu schildern mit einer Wollust der Grausamkeit, mit einer zerfleischenden und entblühenden Ekstase, ist seine Spezialität. Alle diese Novellen lesen sich wie mit der Morphiumspritze inspiert. In einer Art Vernichtungswut singt er der Welt ihren Untergang. Die Republik des Südkreuzes ist eine grauig-lebendige Schilderung einer utopischen Republik, deren Bewohner an dem „Bazillus des Widerpruchs“ erkrankten, der sie irrsinnig und tobsüchtig machte. Die Kultur fällt von ihnen ab und das Tierische bleibt. Eine grandiose Menschen- und Kulturverachtung geht durch alle diese Skizzen. Mit überhitzter Sensationslust betäubt er den Leser mit ungeheuerlichsten Verwundtheiten, romanhaften Auswüchsen einer unglaublich heftigen Phantastie. Dabei erzählt er das Schenklige, wie im „Unterirdischen Kerker“, die wahnstimmlose Sinnesgier, wie in den „drei Schwestern“, die grauigen Verzückungen, wie in den „letzten Märtyrern“ mit einer verblüffenden kühlen Sachlichkeit, um gerade durch diesen künstlerischen Grad der Wahrscheinlichkeit die Nerven des Lesers um so mehr zu packen. Dem nüchternen Leser allerdings wird trotz der künstlerischen Beherrschung des Stoffes das Interessanteneintrocknen des Autors um jeden Preis nicht entgehen. Noch mehr als in den Greuel-Novellen tritt das in den Traum-Novellen zutage. Hier schildert Brjusoff das Zueinanderinnen von Traum und Leben, bewunderungswürdig in der Analyse solcher halbwacher Seelenzustände, aber auch durchtränkt von einem gewissen Koffettieren mit jener Spürsamkeit, die für die einen geheimnisvolle Seelenkunde, für die anderen nur experimentierende Spielerei bedeutet. Die Signatur des Brjusoffischen Geistes ist gleichfalls Hysterie und ein Zug zum Mystischen hin. Er ist ein geistiger Flagellant. Ein großer Unzufriedener, der sein Fieber in Nutzenstreichen austobt, die er der Kultur und dem traditionellen Sinn des Lebens erteilt. So verzerrt er die Gesichte in krankhafter Ekstase. Vielleicht ist dies die nächste Etappe unserer Literatur — ein Bacchanal von tollwütiger Nervenfolter!

George Meredith: Die tragischen Komödianten. (Verlag von E. Fischer, Berlin.)

Merediths Romane haben alle die Kühle der Schriftstellerepoche. Er ist ein Beobachter und Zergliederer, er umweht Dinge und Menschen, Natur und Leben nicht mit dem goldenen Gespinnst der Dichtkunst, er hüllt sie in den grauen Mantel der Wissenschaft ein. Sein Stil hat etwas Dozierendes und für den ersten Blick auch etwas Kellisches. Der Leser hat gewissermaßen einen Kampf zu bestehen mit dieser altmodischen Startheit, dieser breiten Umständlichkeit, diesem bedächtigen Ausschöpfen einer Situation, eines Gedankens, einer philosophischen Folgerung. Und diese Langsamkeit und Monotonie der Schreibart Merediths ist es wohl auch gewesen, die ihn in seinem englischen Vaterlande und auch bei uns in Deutschland bis ins hohe Alter hinein so gut wie unbekannt bleiben ließ. Er mußte fast 80 Jahre alt werden, ehe die Welt auf ihn aufmerksam wurde und hinter seiner zähen Gröndlichkeit den scharfen Analytiker erkannte. Auch hinter den altväterischen Ausführlungen, Weisheitsschläffen und Abstraktionen entpuppt sich, sofern man nur das Geduldspiel aufnimmt und mit Energie zu Ende führt, ein junger Geist. Ein lebendiger Zuschauer des Lebens und seiner Ereignisse. In den „tragischen Komödianten“ behandelt er Ferdinand Lassalles Verhältnis zu Helene v. Dönniges in beinahe allzu großer Gebundenheit an historische Daten von seinem Entstehen an bis zu seinem tragischen Ende. Schon der Titel verrät — an sich eine geistvolle Gilette —, wie er den Liebeskampf dieser beiden Opfer einer unnünftigen Weltordnung ansieht. Er dröselst das Handeln und die Gefühle der beiden auf wie einen Strickstrumpf und wickelt in den Anäuel seine eigenen kommentierenden Betrachtungen ein. Aus dieser trodden, oft auch wieder mit phantastischem Aufputz geschmückten Analyse gehen die Charakterbilder Lassalles und der Dönniges in ziemlich schiefer Psychologie hervor. Die Charaktere der großen Masse gehören nach Meredith der einfachen Ordnung des Komischen an. Die Charaktere Lassalles und Helene v. Dönniges verlangen für ihn eine Verbindung beider Mufen, der tragischen und der komischen. Denn Lassalle war zwar ein „eifriger Arbeiter“, aber seine „letzte Unmäßigkeit trieb ihn ins Verderben“, er war kein Wahnsinniger, aber auch kein Mann zum Anbeten, sondern „eine überdialisierte Gestalt“. Noch schlechter kommt Helene weg, am besten die Gräfin Gaysfeld. Trotzdem schiebt sich durch die Geschichte ein Gerank bedeutamer nachdenklicher Sätze, wenn sie auch den Geist dieses Bundes verzerrt widerspiegelt.

Ellen Key: Drei Frauenschicksale. (Verlag von E. Fischer, Berlin.)

Für Meredith sind die Personen, von denen sein Buch handelt, in erster Linie ein Diskussionsstadium. Ihr Schicksal ein „interessanter Fall“. Wie ein Anatom stellt er Untersuchungen an. Ellen Key läßt sich von ihrem flammenden Herzen vom Boden der nüchternen Tatsachen forttragen und wird Dichterin. Die „drei Frauenschicksale“ sind ihr ein dramatischer Stoff. Biographisches ist geschmückt mit der jugendlich glühenden Poesie ihrer begeisterungsfähigen Seele. Aus Aufsätzen frühesten literarischer Arbeit ist das Buch zusammengestellt, aber es liest sich wie aus einem Guß. Vor Jahren hat schon einmal die schwedische Schriftstellerin Laura Marholm in ihrem „Buch der Frauen“ die Lebensumrisse der drei hier geschilderten Frauen gegeben. Die Mathematikerin Sonja Kowalewtska, die Dichterin Anna Charlotte Edgren-Leffler und Ernst Ahlgren (Victoria Benediction) waren für sie ein lebendiger Beweis für ihre These, daß des Weibes letzte und höchste Bestimmung die Liebe ist. Und sie sezerte diese drei Intelligenzen als Geschlechtswesen und bewunderte vor allem ihre leidenschaftliche Erotik. Sie suchte zu beweisen, daß im Kampfe um das Glück nicht die Wissenschaft und nicht die Kunst, sondern der Mann die Tragik ihres Lebens bedeutete. Ellen Key bestreitet zwar nicht, daß die Liebe die Zentrale des Lebens dieser Frauen gewesen, die alle drei im Mittag ihres Lebens vom Tode zerbrochen wurden. Aber sie beruft auch zu zeigen, daß sie nicht nur das Genie zur Liebe allein hatten, und zeichnet ein Bild von ihrer geistigen Individualität. Sonja Kowalewtska, die Russin, die es bis zu einem Lehrstuhl an der Universität brachte, ist wohl die Bedeutendste unter ihnen und an ihrem Schicksal hat die Kulturmenschen ein Interesse. Laura Marholm gab gewissermaßen einen seelischen Extrakt, Ellen Key mehr Anekdotisches. So lesen sich die Essays wie eine Novelle.

Agot Gjems-Selmer: Damals. (Verlag von Ehold u. Co., München.)

Mit gutem Grunde kann man diese Aufzeichnungen der nordischen Jugendschriftstellerin den beiden vorherbesprochenen Schicksalsbüchern anreihen. Auch hier ist ein inhaltsreiches Leben biographisch gefaßt und ein Frauenschicksal aufgezeichnet. Frau Gjems-Selmer, die mit ihren prächtigen Kinderbildern: „Die Doktorsfamilie im hohen Norden“ und „Als Mutter klein war“ sich eine große Anhängerzahl erworben, bringt diesmal eine Gabe für die Großen. Für die Mütter und solche, die es werden wollen. Sie erzählt von ihrem Leben als junge Doktorsfrau hoch oben in der Einsamkeit der Nordlandswelt, wie sie oft verzweifeln wollte in dieser Rede von Eis und Meer. Und wie sie sich doch stets wieder aufrichtete an der Natur, die so schrecklich, aber auch so unendlich groß sich offenbaren konnte, daß sie überwältigt von Glück und Freude vor ihrer Herrlichkeit die Arme ausbreitete. Humorboll sind die Szenen in Küche und Haus geschildert, die Unerfahrenheit der jungen Frau, die sich in der ersten Zeit ihrer Ehe mit den Objekten

herumschlagen muß, ergreifend die Schmerzen und das Glück der Mutterhaft. Ein Stild grandiose Natur und ein innerliches Leben tut sich auf, eine Schenkende ist die Verfasserin auch hier. Viele junge Frauen, die in ihrer Ehe aus irgendeinem Grunde verzagen wollen, können bei dieser unterzagten Frau Ojems-Selmer Lebenskunst lernen. Denn ihr Buch ist ein Korn echter Menschlichkeit, Lebensstärke kann man daraus trinken. Sie lehrt das geduldige Ertragen in Liebe und ist doch so ganz frei von aller Klösterlichkeit. Im Gegenteil, frisch und munter geht jene schöne Heiterkeit von ihr aus, die eigentlich gesunder Menschenverstand ist. Ein Ehestandsbuch möchte ich „Damals“ nennen. Wir haben ihrer wenige, die so gut, so belehrend und so gar nicht langweilig sind.

Ernst Zahn: Lukas Hochstrafers Haus. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.)

Fast ein halbes Leben währte es, bis Ernst Zahn, ein Sohn des Schweizer Hochlandes, seine Kunst und seine Heimat fand. Bis er über den Kellner, Hotelsekretär, Gastwirt hinweg ein Dichter wurde und sein geliebtes Schweizerland entdeckte. Hoch oben am Gotthardt, wo der Firtwind weht und ein wetterfestes Geschlecht in harter Arbeit mit dem Boden ringt, steht der Gasthof und die Dichterkaufe von Ernst Zahn. „Vor meinem Bild dehnt sich die Aussicht auf Land und Volk“ schreibt er. So schafft er aus intimster Lebensnähe heraus, und weil er mit klarem, ruhigem Auge zu schauen, und klaren, schlichten Sinnes zu schildern versteht, ist eine echte, warmblütige Heimatskunst daraus geworden. In seinen Büchern, durchglüht von einer heißen Liebe zu Natur und Leuten, dampft die Scholle und der Erdgeruch steigt auf. Die Wiesen blühen, scharf und rein weht die Luft, die Wälder rauschen, strahlend und bräunend stehen die ewigen Berge und durch diese ganze lebendige Natur schreiten lebendige Menschen. Jenes trugige Bauerngeschlecht, gesund und geraden Sinnes, das eher bricht, als daß es sich biegen läßt. Lukas Hochstraffer, von dem das Buch handelt, ist solch ein Aufrechter kernigen Schlages. Wie eine Wettertanne mit schützendem Geäst, so breitet er schützend seine Hände über sein Haus. Aber seine Kinder wandern jedes ihre eigene Straße in das Leben und lösen sich ab von des Vaters arbeitsamen Weg, auf dem er es in Rechtschaffenheit und Treue zu Wohlstand und Glück brachte. So ziehen dunkle Schatten über das Haus und das Glück Hochstrafers, doch in allen Wirrnissen steht er wie eine starke Säule. Sein kluger Kopf weiß Rat in aller Gefahr, und seine Güte lenkt alles zum besten. Ganz prächtig ist dieser patriarchalische Bauernmann geschilbert, eine Verkörperung von Wiederkeit, Sitte und strenger Selbstzucht. Und neben diesem faststropfenden Manne stehen die fünf Kinder, jedes ein scharfzinniger Charakter, mit eigenem Pulschlag, anschaulich vor dem Leser. Eine Welt für sich blüht auf in dichterischer Schöne, und über alles geht eine leise Welle von Lebenswärme und Güte hin. Für seine Kinder hat Zahn das Buch geschrieben. Man merkt das an jeder Zeile. Freilich, der pädagogische Zweck im Hintergrund drängt sich stellenweise vor. Aber bei diesem von Liebe überquellenden Buche, einem echten Vaterbuche, darf man sich wirklich nicht an den „Standpunkt“ halten. Mag sein, daß manche Leser sich an eine heimliche Sentimentalität und noch mehr an eine das Buch beherrschende allzu einseitige Moral stoßen. Man tut selbst nicht mit, wenn Lukas Hochstraffer die Sozialdemokratie verdächtigt oder seinem Sohn die Offiziersackelstücke abreißt und ihn aus dem Hause stößt, weil er bei einem Mädchen, das in Wälder seine Frau werden soll, seinem drängenden Blute folgte und der Vater des Mädchens sich ob der „Schande“ ertränkt. Doch was bedeuten schließlich solche und andere moralische Anschauungen bei den vielen poetischen Vorzügen des Buches? Man darf Ernst Zahn in der Reihe unserer besten Erzähler nennen, und ich möchte nur wünschen, daß er sich aus einer gewissen Enge der frömmelnden Ethik noch herauschreibe.

Wilhelm Schuffen: Meine Steinauer. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.)

Noch eine unverfälschte Heimatsgeschichte. Schien uns im letzten Schelmenroman dieses jungen Lehrers aus dem Schwabenlande manches Talmi, hier ist alles Gold. „Meine Steinauer“, ja das sind die wunderlichen, pudrigen Leuten aus der Heimat des Dichters da oben im Schwabenwinkel zwischen Donau und Bodensee, und Wilhelm Schuffen ist ihr Maler. Ein Freilichtmaler, denn sie stehen da, von Licht, Luft und Sonne umspielt, und hinter ihnen grüht das tausendhügelige Wiesenland. Schuffen hat nicht das Körperlose der Neuromantiker, die im matten Spintisieren mit niedlichen Diminutiven eine altväterische Stilüberei treiben. Ich möchte ihn mit Spitzweg vergleichen. Eine prachtvolle Sicherheit der Gestaltung hat er gewonnen. Eine feine Beobachtung der simpelsten Vorgänge. Das Kleine wird groß im Ausdruck und in der Unmittelbarkeit des Geschehens. Diese halbverrückten Exemplare des kleinen Landstädtchens, die in verschämter Armut lebende Doktorsfamilie, der träumend-schlichterne Volksschullehrer, alle diese schmurzigen Künze und braven Durchschnitteleichen, sie atmen und leben und amüsieren uns. Fast jede Seite ein Bild für Spitzweg! Beseelte Genremalerei aus Gemütsiefe geboren und mit dem Schall im Raden.

Rudhard Kipling: Kim, Roman. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.)

Es ist nicht leicht, sich in einen Kipling'schen Roman hineinzuversetzen. In dem Dschungelbuch zaubert er eine neue Welt plastisch vor den Leser hin, dieser neue Roman aus dem gegenwärtigen Indien bestrahlt in seiner fremdartigen Abenteuerlichkeit. Er bietet nicht die klaren Bilder des Dschungelbuches mit ihrer Stimmungsgehalt und dichterischen Konzentration. Hier ist nicht der natürliche Reiz der Dinge gefast, sondern der Autor scheint phantastische Reize konstruiert zu haben, und ein forciertes Bild-West-Stil muß trampfhaft Zierlichkeit herstellen. Kim ist weißer Abkunft, der sich vortrefflich den Eingeborenen assimiliert. Im Grunde ist er ein Sternenguter mit einer Landstreicherseele. Er gerät in die Hände des Lama, eines verrückten Heiligen, und durchzieht mit ihm im Sektiererwahne Indien. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Schilderung dieser Bettelpriesterhaft, und daneben zieht kaleidoskopisch das rätselhafte Land vorüber mit seinen Bewohnern von heute, die an die Grenze zwischen Morgenland und Abendland vorgerückt sind. Aber man hat das Gefühl, daß nicht hauptsächlich Kultur- oder Länderbilderung beabsichtigt, sondern das Abenteuerliche Selbstzweck war.

J. V.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Ein Allereveltswald. Als eins der schönsten und merkwürdigsten Gebiete der Erde gilt seit langem die Doppelinsel Neu-Seeland. Nirgend finden sich sonst so verschiedene großartige Naturerscheinungen auf verhältnismäßig kleinem Raume vereinigt wie dort. Die Nordinsel ist der Schauplatz großartiger vulkanischer Vorgänge in ihrer wunderbarsten Offenbarung mit ungeheuren Springbrunnen von heißem Wasser, den Geysern, mächtigen Terrassen von strahlendem Kiefelsinter usw. Die Südinsel wiederum hat eine Wobengestaltung, die in ihren höchsten Erhebungen fast alpinen Charakter zeigt und mit großartigen Fjordtälern ins Meer eintaucht, zu denen Gletscherströme hinabfließen — und das in einem Klima, das den Breiten von Spanien und Italien entspricht. Dadurch ergeben sich auch für die Entwicklung der menschlichen Kultur Verhältnisse von seltener Begünstigung, und darauf beruht eine interessante Maßnahme, die jetzt zur Hebung der Forstwirtschaft in Neu-Seeland unternommen worden ist. Es werden jetzt Bäume nicht nur aus dem übrigen Australien, sondern auch aus den Vereinigten Staaten von Amerika und gar aus Europa eingeführt, um in den heimischen Wäldern Neu-Seelands angepflanzt zu werden. Das Klima gestattet das Gedeihen fast jedes Baumes, und dieser Umstand soll dazu ausgenutzt werden, die Wälder so nutzbringend wie möglich zu machen. Bis jetzt sind 11 Millionen Lärchen, Eichen, Fichten, Douglas-Tannen und Eucalypten angepflanzt worden, und eine ungeheure Zahl von Sämlingen wird noch in besonderen Schonungen gezogen. Es sind durchweg Arten ausgewählt worden, die schnell wachsen und ein treffliches Bauholz liefern. Der Grund zu dieser unwalzenden Neuerung liegt darin, daß die einheimischen Bäume von Neu-Seeland zu langsam wachsen. Einige von ihnen, z. B. die Kauri-Fichte, erreicht zwar einen riesenhaften Wuchs und liefert ein ausgezeichnetes Bauholz, aber sie braucht mindestens zweihundert Jahre, bis sie eine ansehnliche Größe erreicht. Eine tüchtige Forstwirtschaft erfordert zum Erfolg schnellere Ergebnisse. Ueberhaupt erfährt Neu-Seeland nicht nur im pflanzlichen, sondern auch im tierischen und sogar im menschlichen Leben nach und nach eine vollkommene Umwandlung, die wiederum größer sein dürfte als in irgendeinem anderen Lande der Erde. Die eingeborene polynesische Rasse schwindet rasch vor dem Eindringen der Europäer, die eine große Reihe von Tieren und Pflanzen einführen, die ihrerseits als siegreiche Konkurrenten gegen die eingeborene Lebewelt auftreten, allmählich festen Fuß fassen und verwildern. Die Ströme wimmeln jetzt bereits von europäischen und amerikanischen Forellen, die zu einer enormen Größe wachsen. Die Wälder aber insbesondere werden Baum für Baum durch die Anpflanzung fremder Arten revolutioniert. Neu-Seeland besitzt etwa 600 000 Hektar Wald mit 200 Baumarten, aber die ursprünglichen Wälder werden wahrscheinlich in etwa 70 Jahren verschwunden sein und eingeführten Wäldern Platz gemacht haben. Es ist ungefähr 30 Jahre her, seit die Regierung von Neu-Seeland überhaupt eine Forstwirtschaft einleitete; sie gab den Betrieb aber schon nach wenigen Jahren wieder auf, weil er mehr kostete als einbrachte. Dann setzte aber ein so starker Raubbau in den Wäldern ein, daß die Regierung bekennen mußte, mit der Aufgabe der Forstwirtschaft einen schweren Irrtum begangen zu haben, den sie nun durch doppelte Emsigkeit wieder gutzumachen sucht. Schon jetzt beläuft sich der jährliche Betrag an Nutzholz in Neu-Seeland auf etwa eine halbe Billion Fuß, d. h. auf fast ebenso viel wie der Jahresertrag im walddreichen Canada, das einen 35mal größeren Flächenraum besitzt.